



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

β: Die Verhandlungen des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses :
(Schluß). 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Verhandlungen des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses

(Schluß)

3



in ganz besonderes Interesse, und zwar ein wirklich evangelisch-soziales, bot die dritte Verhandlung: Die religiös-sittliche Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter.

Der Vortragende, Pfarrer Kade, hat es in seltenem Maße verstanden, durch die Übertragung der äußern Form exakter Forschung auf das Gebiet der Gedanken und Empfindungen dem Bilde, das er entrollt, den Reiz der Lebenswahrheit zu verleihen. Er hat den Weg der Umfrage bei den Arbeitern selbst gewählt, und in die Antworten selbst vermittelt er uns den Einblick. Wir werden jedenfalls bald weiteren Versuchen ähnlicher Art in der Litteratur begegnen.

Der Vortrag beginnt wie üblich mit Statistik. Sechs Millionen Industriearbeiter hätten wir in Deutschland, davon wären vier Millionen evangelisch, zwei katholisch. Die männlichen Industriearbeiter machten über ein Drittel aller männlichen Erwerbsthätigen aus, über fünfzehn Prozent der Gesamtbevölkerung. Nicht alle Industriearbeiter aber will Kade in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen, er scheidet ab von den katholischen und will auch von den übrigen nur den Teil beobachten, „der entweder der Sozialdemokratie angehört oder der Sozialdemokratie angehört hat, oder in einer stetigen geistigen Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie begriffen ist.“ Damit sei, meint er mit etwas viel Zuversicht, das Gebiet „ganz fest umgrenzt,“ auf dem er sich zu bewegen haben werde.

Die Quellen der Beobachtungen, aus deren Ergebnissen sich das Bild der Gedankenwelt dieser nach Millionen zählenden Arbeitermasse zusammensetzt, sind folgende: drei Briefe eines jungen süddeutschen Arbeiters „in seinem Übergang vom Christentum zur Sozialdemokratie,“ an einen Freund gerichtet; zweitens „unwillkürliche Ergüsse der lebhaften Phantasie“ eines „fertigen“ Sozialdemokraten, die der Vortragende in der Form von bleistiftbeschriebenen Blättern von dritter Seite erhalten hat; drittens neun Bände sauber auf-

gezeichneter Gedichte „von einem ebenfalls künstlerisch begabten, sinnigen Mann,“ aus denen jedoch nur ein Gedicht im Vortrag wiedergegeben ist; und endlich vor allem viertens achtundvierzig Antworten auf die Umfrage, die mit Freundeshilfe an Arbeiter „ohne Auswahl,“ aber doch zur Hälfte an Sozialdemokraten, zur andern Hälfte an Gemäßigte und Christlich-Kirchliche ergangen war. Die Antworten und sonstigen Mitteilungen stammen aus Bremen, Hamburg, Berlin, Frankfurt a. D., dem Anhaltischen, aus Leipzig, Chemnitz, Thüringen, Frankfurt a. M., der Rheinpfalz, aus Stuttgart, aus der Schweiz und rühren von Angehörigen sehr verschiedner Industriezweige her. Die Umfrage betraf in elf Nummern (Wie urteilen Sie — ernsthaft, offen, ehrlich und ungeschminkt — über?): Kirche und Geistlichkeit; Predigt; kirchliche Feste; Bibel; Christus; Luther und die Reformation; Gott, die Welterschöpfung und die Wunder; Tod und Leben nach dem Tode; Ehe und Familienleben; Christliche Wohlthätigkeit. Die zwölfte Frage lautete: Wie muß nach Ihrer Meinung ein tüchtiger Mensch beschaffen sein? Welche Eigenschaften muß er haben?

Die Antworten — der Vortragende teilte nur eine Auswahl mit — enthalten, wenn man von denen absteht, denen die erwünschte Originalität wegen ihrer Verwandtschaft mit den bekannten durch Tausende von Reden und Schriften alljährlich den Arbeitern eingepprägten sozialistischen Schlagworten fehlt, einen reichen Schatz an Wahrheiten und guten Lehren für uns alle, für die evangelische Kirche, für die Regierungen und ihre berufenen Organe. Sie verdienen die weiteste Verbreitung und ernste Beherzigung, sie zeigen deutlich, daß es nicht etwa nur ganz interessant, sondern daß es eine Pflicht der gebildeten Männer und Frauen ist, der Gedankenwelt der Arbeiter, wo immer sie mit ihnen in Berührung kommen, achtungsvolle Berücksichtigung zu schenken.

Freilich, um die Sammlung ihrer guten Wirkung nicht zu berauben, wird man sich vor unberechtigten Verallgemeinerungen bei Schlüssen von den Gedanken einzelner und immerhin weniger Industriearbeiter auf die Gedankenwelt aller zu hüten haben. Das verbietet schon der Umfang und die Form der Quellen, aus denen das Bild geschöpft ist. Aber vor allem beweist der Inhalt, daß, wie in der Besprechung Pfarrer Arndt aus Wolmarstein sagte, Rade uns einen Arbeiter vorgeführt hat, „der eigentlich ein wissenschaftlicher Arbeiter ist.“ Auch wenn man sich an die von Rade vermeintlich ganz fest begrenzte Einschränkung auf die Industriearbeiter halten wollte, die mehr oder weniger den Einflüssen der Sozialdemokratie unterliegen, so wäre es falsch, das Bild, das geboten wird, als das der Gedankenwelt und des Bildungsstandes dieser Millionen zu bezeichnen. Es kann nur Verwirrung anrichten, wenn Harnack nach dem Vortrage sagte: „Wie ein Drittel unsrer Nation über die höchsten Fragen des Lebens und über die wichtigsten Institutionen urteilt, das haben wir gehört.“

Betrachten wir den Inhalt näher. Die drei Briefe eines jungen Süddeutschen, in dessen Bibliothek Humboldts Kosmos den ersten Platz einnimmt, ebenso die poetischen Ergüsse des fertigen Sozialdemokraten und die neun Bände Gedichte des andern künstlerisch begabten, sinnigen Mannes können hier unberücksichtigt bleiben, so viel Reiz sie auch für manchen Hörer und Leser haben mögen. Sie sind für die durchschnittliche Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter, auch soweit sich diese zu der bekannten Stufe sozialdemokratischer Halbbildung „emporentwickelt“ haben, doch zu wenig bezeichnend. Auch von den Antworten auf die Umfrage kann natürlich hier nur eine kleine Probe gegeben werden, die das eigne Studium der lehrreichen Sammlung niemand erspart. *) Im besondern wird von der Wiedergabe der fast zu reichlich aufgenommenen landläufigen Grobheiten gefinnungstüchtiger Sozialdemokraten Abstand genommen.

Über die Kirche und die Geistlichkeit giebt ein höflicher Sozialdemokrat sein Urteil dahin ab: „Die Kirche mag früher, als die Menschen noch nichts von den Naturwissenschaften wußten, wohl ganz gut und nützlich gewesen sein; heute dient sie nur zur Verdummungsanstalt. Ich kenne ja nur die evangelische, aber soviel ich gehört habe, soll es mit der katholischen noch viel schlimmer sein.“ Ein anderer sagt: „Die Kirche mag früher einmal einen Zweck gehabt haben, um Deutschland zu kultiviren (gewisse Mönchsorden), ist aber heute eine ganz reaktionäre volksverdummende Einrichtung geworden.“ Aber auch „gemäßigte und christliche“ Arbeiter haben viel auszusetzen. So schreibt ein solcher von den Geistlichen: „Den Weg, den Jesus ging, wandeln nur wenige; seinem lebendigen Beispiel, das er gab, und das seiner Lehre erst die siegende, unbezwingliche und ewige Kraft verlieh, folgen nur wenige. Die Geistlichkeit der katholischen Kirche leistet in ihrer Gesamtheit der weltlichen Macht des Papsttums Frondienste, diejenigen anderer Konfessionen erscheinen leider dem Volke mehr als Staats- denn Religionsdiener.“ Ein anderer meint: „Der evangelische Geistliche sieht zu viel zur Regierung hinauf. Wie es der katholische Geistliche schon thut, so soll auch der evangelische die wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Gemeinde studiren. Der Geistliche soll ganz sozial empfinden. Aber wer nicht mit Geschick und Glück sozial wirken kann, der soll die Hände davon lassen: das Amt des Geistlichen muß immer ein hohes, vor Gott verantwortliches Amt bleiben.“ Ein dritter: „Die Geistlichkeit handelt nicht seelsorgerisch, wie sie müßte, denn sie bevorzugt die Reichen und vernachlässigt die Armen; die Geistlichkeit ist viel schuld daran, daß sich die Masse des Volks auf so tiefer geistiger und sittlicher Stufe befindet. Es darf aber auch der ehrliche Geistliche nicht nach seiner Überzeugung handeln, denn dann kommt er mit seiner Behörde in Konflikt.“

*) Der Vortrag ist einzeln im Buchhandel erschienen (Bandenhoed und Ruprecht, Göttingen) zum Ladenpreise von 1 Mark 40 Pfennigen.

Über die Predigt schreibt ein „Christlicher“ Arbeiter: „Wird die Predigt in natürlichem Sinne gehalten, so geht man gehoben und befriedigt aus der Kirche, wird sie dagegen in alttestamentlichem Sinne gehalten, so sagt man sich: das kann ich nicht glauben, und verliert die Liebe zu derselben.“ Ein gleichfalls christlich Gesinnter schreibt: „Die Predigten, deren Inhalt irgendwie aktuell ins weitere Leben eingreifen, die die christliche Gesinnung und deren Bethätigung im Leben in den Vordergrund stellen, dabei frei sind von spitzfindigen Untersuchungen oder Glaubensfragen, sind mir die liebsten.“ Ein anderer: „Eine Predigt mit Beispielen aus dem täglichen Leben wird von mir und meiner Frau gern gehört und hat wahrlich Wert.“ Und noch einer: „Die Predigt hat nur Wert, wenn Reichen und Armen gleichzeitig ihr Zustand vorgehalten wird.“ Rade bemerkt hierzu, daß das „Eingehen auf das Leben“ mehrfach verlangt, die Forderung „einer eigentlich sozialen“ Predigt weniger häufig gestellt werde. Wer die Gedankenwelt der Arbeiter kennt, wie sie wirklich ist, wird das leicht erklären. Der moderne Begriff der eigentlichen sozialen Predigt ist ihr eben fremd.

Die Urteile über die christlichen Feste sind zum großen Teil beeinflusst durch die bekannte sozialdemokratische Belehrung, wie sie in folgender Antwort zum Ausdruck kommt: „Waren im Anfang Naturfeste (Wintersonnenwende, Feste der Göttin Ostera usw.). Haben nur den Wert, daß man sich mal ein paar Tage erholen kann.“ Ob diese Antworten es rechtfertigen, wie Rade thut, fast bewundernd auszurufen: „Eine Renaissance der vorchristlichen heidnischen Festgedanken hat sich bis in die sonst christlich bestimmte Arbeiterschaft dank der sozialdemokratischen Aufklärung durchgesetzt,“ ist doch fraglich. Aber man macht nun einmal heute gern aus Mücken Wandertiere. Ein christlicher Arbeiter schreibt: „Die Geburt Christi fällt auf den 25. Dezember, also Weihnachten, auf Ostern der Todestag. Die Feste in diesem Sinne zu feiern halte ich für gut. Aber mit Pfingsten weiß ich nicht recht, was ich damit anfangen soll.“

Die Taufe hat, wie Rade mit Recht bemerkt, nach den Antworten auch für die befragten christlichen Arbeiter „alles eigentlich Sakramentale“ verloren. Dagegen findet die Konfirmation in vielen Antworten hohe Wertschätzung. Ein Arbeiter bemerkt dazu: „Ich wünschte, die berufnen Seelsorger würden sich ernstlich gegen die Unsitte, um nicht zu sagen Unfug, richten, der diesen Tag und diesen Akt durch Feste, Tanz, Schmausereien und unsinniges Schenken seiner Weihe beraubt.“ Und ein anderer: „Die Konfirmation, insofern sie über den Rahmen, den Kindern noch einmal vor ihrem Austritt aus der Schule die Lehrsätze ihrer Religion einzuprägen, hinausgeht und den Kindern ein Gelöbnis abnimmt, das zu geben sie oft nicht instande sind, halte ich nicht für angebracht.“

Über die Bibel schreibt ein Sozialdemokrat: „Ein Werk, das großen Wert haben könnte, wenn darnach gelebt und gehandelt würde! Aber die heutige

»göttliche Weltordnung« ist von A bis Z ein Hohn auf diese Grundlage der Religion. Da wird von oben gepredigt: »Dem Volke muß die Religion erhalten werden.« Aber wer entreißt sie ihm denn? Wer macht sie ihm wertlos? Hauptsächlich gerade die, die so predigen und meinen, mit ihren Worten sei genug gethan, und im übrigen ist alles um sie her Lust! O möchten doch nur einmal diese ihre Nase in die Bibel stecken, statt in die Norddeutsche Allgemeine, so würden sie ihren Wert erkennen und einsehen, daß sie auch nur ein Sandkörnchen im Dasein bedeuten.“ Von dem Worte: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden“ ist in einer Fußnote von Rade gesagt, es sei in seiner Wirkung auf das „denkende Volk“ eins der verhängnisvollsten, die je gesprochen worden wären. Warum? Das Wort war nicht nur gut gemeint, sondern an sich gut und berechtigt. Aber die preußische Orthodogrie hat es gemißbraucht in ihrem unduldsamen unchristlichen Sinne, und dieser Mißbrauch ist, den die sozialdemokratische Agitation mit Geschick gegen den, von dem es stammt, ausbeutet. Wenn eine Bemerkung gemacht werden mußte, wäre es am Platze gewesen, dem Leser volle Aufklärung zu geben.

An Christus verehren die antwortenden Arbeiter seine Lehre und sein Leben, auch die sozialdemokratischen. „War ein sehr ehrlicher und guter Mensch, bloß ein bißchen zu sehr phantastisch — sagt ein solcher —, den Großen hats keiner so gesteckt, wie der.“ „Ein wahrer Menschenfreund, nicht bloß mit dem Munde wie seine Nachbeter, sondern mit der That. Würde ebenso gehaßt und verfolgt, wie heute wir Sozialdemokraten. Würde, wenn er heute lebte, gewiß zu uns gehören,“ schreibt ein anderer. Ein christlicher Arbeiter sagt: „Christus steht in seiner Lehre bis jetzt unerreicht da, und wenn nur die Menschheit darnach handeln würde, so wären alle sozialen Fragen mit einem Schlage gelöst.“ Mehrere Antworten zeigen, wie schwer die Antwortenden mit den Sätzen des Apostolikums über Christi Person zurecht kommen können. Ein christlicher Arbeiter hat sich allerdings noch nicht Zeit genommen, darüber nachzudenken, wie es „mit Christi geheimnisvoller Geburt“ stehe, es scheint ihm aber das auch nebensächlich: „Ich nehme ihn, wie er sich im Leben gab, wie er den Armen half, die Kranken gesunden ließ, den Reichen die ungeschminkte Wahrheit sagte und auch vor hohen Ratsherren und der stolzen Partei der Pharisäer nicht Halt machte usw.“

Die Frage über Gott beantwortet einer folgendermaßen: „Über die Pracht und Herrlichkeit eines Gottes soll ich Ihnen als dreißigjähriger Fabrikarbeiter etwas erläutern? Kein Menschengehirn der Philosophen kann über die Gestalt, über das Wesen und den Geist Gottes eine Vorstellung machen. Ich erkläre aber den Menschen für dumm, der an keine Allmacht glaubt.“

Sehr schweren Anstoß nehmen die meisten Antwortgeber daran, daß ihnen oder ihren Kindern der Glaube an die biblische Schöpfungsgeschichte zugemutet wird. Rade verlangte denn auch ganz dringend, der Kongreß möge erklären,

„das Bedürfnis des aufgeklärten Arbeiterstandes“ (sonst niemandes? auch nicht die Ehre und Wahrhaftigkeit der evangelischen Geistlichkeit?) ebenso wie die „einmütige Erkenntnis der evangelischen Theologen“ fordere, „daß in den Schulen und im Konfirmandenunterricht die mosaische Schöpfungsgeschichte nicht als geschichtlicher Bericht über die Weltentstehung, sondern als religiöse Lehre oder Predigt von dem Schöpfergott erläutert werde.“ Selbst zu dieser Erklärung hat der Kongreß sich nicht zu entschließen vermocht. Er scheute sich vor der Klarheit und Wahrheit da, wo sie das Volk am dringendsten fordert. Glaubte er etwa mit der Respektversicherung vor den „Emporentwickelten“ um die Wahrheitsfrage und die Wahrheitspflicht herum zu kommen?

Über die Wunder hat Rade Antworten nicht erhalten, die sich der Mitteilung verlohnt hätten. Es steht da vermutlich gerade so wie mit der Schöpfungsgeschichte. Wann wird der Bann der Orthodoxie endlich im Lande Friedrichs des Großen gebrochen werden? Wann wird es dem wahrheitsliebenden Mann in Preußen wieder möglich werden, des kirchlichen Lebens und der Kirchenbauten ohne Scham zu gedenken? Anglikanische Heuchelei wird man dem deutschen evangelischen Volke nicht leicht anerkennen, mögen die obern Zehntausend in Preußen ihre englischen Vorbilder auch darin schon weit übertreffen!

Die Antworten über Ehe und Familienleben beweisen fast durchweg die Hochschätzung beider, stehen aber überwiegend unter dem Einfluß der sozialistischen Lehre von der Unmöglichkeit für den Arbeiter, unter den bestehenden Verhältnissen ein sittliches Leben zu führen. Der Kongreß selbst hat, obwohl die Veranlassung besonders nahe lag, kein Wort der Berichtigung und Abwehr gegenüber diesem verlogenen, unchristlichsten und demoralisierendsten Dogma der sozialistischen Propaganda gefunden. Wenn die Frage von Einzelnen, wie von Höpel, Pfannkuche und Tischendörfer, flüchtig berührt wurde und es sich dabei zeigte, daß man die Thatsache anerkennt, so wirkt dieses Stillschweigen nur umso befremdlicher. Die deutschen Arbeiter verdienen und vertragen auch in diesem Punkte die reine ungeschminkte Wahrheit. Erfreulicherweise wagen zwei von den befragten Arbeitern selbst, wenigstens was die Kindererziehung betrifft, das eigne, durch keine „Verhältnisse“ zu beschönigende schwere Verschulden der Eltern offen zu rügen. Der eine schreibt: „Der Arbeiter ist nun einmal in seine Kinder sehr verliebt — Haß und Feindschaft unter den Arbeitern entstehen meist um der Kinder willen —, und an diesem Punkte dürfte sich der Traum der Zukunftsgesellschaft am allerersten als undurchführbar erweisen. Leider beschränkt sich die Erziehung seitens des Vaters meist nur auf ein gelegentliches kräftiges Donnerwetter. Bei uns sehen die Kinder nichts böses, das ist die Hauptsumme aller Erziehungsweisheit.“ Der andre sagt: „Die Eltern verziehen ihre Kinder zum Teil, meist erziehen sie sie gar nicht. Sie schreien sie nach Laune an, nach Laune lassen sie ihnen Freiheit; das ver-

logenste Kind ist für Fremde ein Ausbund von Wahrheit: »Meine Kinder thun so was nicht!«

Nur bei der zwölften Frage: Wie muß ein tüchtiger Mensch beschaffen sein? hat Rade aus allen achtundvierzig Antworten etwas mitgeteilt. Man sieht, daß vieles der Ausdruck eignen Denkens ist, vieles ist aber auch angelernte Phrase. Die Frage war vielleicht zu schwer gestellt. Man muß es im ganzen durchlesen, um urteilen zu können. Wenn Rade die in den Antworten hervortretende „ausnehmende Schätzung der Schulbildung“ auffällt, und er darüber sagt: „Kein anderer Stand würde sie bei der Zeichnung seines Ideals eine solche Rolle spielen lassen —“ so hat er dabei wohl die Rolle, die die Schule z. B. in der sozialen Heilmittellehre des manchesterlichen Freisinnis von jeher spielt, nicht genügend beachtet. Das nicht hoch genug anzuerkennende Streben in unserm Arbeiter- und Bürgerstande, den Kindern eine gute Schulbildung zu verschaffen, verdiente doch recht scharf unterschieden zu werden von der Überschätzung der „höhern“ Schulbildung, die sich bei den sozialistisch „Emporentwickelten“ ebenso findet wie bei den Frauenemancipatoren. Das Verständnis und die Wertschätzung der Gedankenwelt und des Bildungsstandes der „unwissenschaftlichen“ Arbeiter und der ungelehrten Frauen aller Stände in ihrer so berechtigten Eigentümlichkeit wieder zu Ehren zu bringen, wäre sicher eine verdienstliche Aufgabe des Evangelisch-sozialen Kongresses. Leider liegt sie ihm, wie es scheint, noch himmelweit fern. Soviel über den Inhalt der Antworten. Aus den Betrachtungen, die Rade daran anknüpfte, und der Debatte sei noch folgendes kurz hervorgehoben.

Bemerkenswert war vor allem, wie Rade sich zu den, wie er sagte, viel verfeimten sozialen Pastoren stellte. Er will von der politischen Thätigkeit eines Raumann, eines Göhre nicht reden, aber das einfache Dasein dieser Leute, daß sie als Pastoren so geredet und so gehandelt hätten, das sei eine Brücke, vielleicht für viele Arbeiter die stärkste Brücke, die sie noch verbinde mit dem Christentum, und er glaube, die Verantwortung aller Instanzen sei sehr groß, die nichts andres zu thun hätten, als diese Brücke womöglich abzubrechen. Rade wird sich nicht beschweren dürfen, wenn manche in dieser Auffassung doch eine etwas zu starke Dosis von Opportunismus finden, die sogar Gefahr läuft, dem Jesuitismus sehr nahe zu kommen. Mit den Wölfen zu heulen ist ja von sprichwörtlichem Nutzen, und die Jesuiten haben das immer meisterlich verstanden. Das Heulen durch Raumann und Göhre besorgen zu lassen, ohne selbst mit zu heulen, wäre vollends ein Meisterstück kirchlicher Diplomatie. Rade meinte es wohl nicht so böse, aber mit dem Feuer soll man nicht spielen. Wer dem Jesuitismus den kleinen Finger giebt, verfällt ihm leicht mit Haut und Haar und verscherzt alles Vertrauen. Wie unvorsichtig er in dieser Beziehung ist, das beweist er durch den ungeheuerlichen, Raumann entlehnten Satz, mit dem er den Hinweis auf die politischen Pastoren

abschließt: „Ich meine, es muß doch wenigstens dahin kommen: haben die Kapitalisten ihre Pastoren — und sie haben sie —, so muß auch diese Schicht, die Industriearbeiterschaft, ihre Pastoren haben.“ Heißt das nicht fast so viel, als das Christentum, die Kirche, die Geistlichen zu Dienern des Klassenkampfes stempeln? Und könnte es eine größere Verkennung der Religion und der evangelisch-sozialen Aufgabe geben? Die Arbeiter selbst, die überhaupt Pastoren haben wollen, wollen ganz gewiß nicht Arbeiterpastoren. Kennt man aber irgendwo Kapitalistenpastoren — in dem grundsichlechten Sinne, den das Wort nur haben kann —, so soll man das beweisen, sie nennen, sie brandmarken, verfolgen und vertreiben als die schlimmsten Feinde und Schänder des Evangeliums und der evangelischen Kirche. Mit vollem Rechte klagte Pastor Höpel in der Besprechung des Vortrags: „Der Klassenkampf und der Klassenzwiespalt reißt die Kirche auseinander und zerstört das religiöse Gemeindeleben, sodaß der Arbeiter Gemeinschaften nur als Interessengemeinschaften kennt und nicht als religiöse Gemeinschaften.“ Es sei dadurch leider schon ein gutes Stück unsers religiösen Gemeinschaftsgefühls verloren gegangen. Gegenüber der Zuspitzung der Arbeiteremanzipation zum Klassenkampf hätten wir das christliche und kirchliche Gemeindeideal in jeder Weise hoch zu halten und zu pflegen, „damit auch hier der Arbeiter wieder Respekt kriegt vor der religiösen und christlichen Gemeinde als dem herrlichsten und schönsten Boden der sozialen Versöhnung.“

Es ist in den Grenzboten bei der Besprechung des achten Evangelisch-sozialen Kongresses der Hoffnung Ausdruck gegeben worden, daß sich seine Bestrebungen mit der Zeit der wahrhaft evangelisch-sozialen Aufgabe zuwenden würden, der von Wendt damals in voller Übereinstimmung mit Gierke und Wagner scharf in den Vordergrund geschobnen „Liebespflichtgefinnung,“ das heißt der sozialen Pflichterfüllung des Einzelnen gegen den Einzelnen wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen gegenüber der einseitig gepflegten Sozialpolitik, das ist der sozialen Pflichterfüllung des Staats und der Gesetzgebung. Der neunte Kongreß hat diese Hoffnung insofern bestärkt, als die von Rade mitgeteilten Urteile aus Arbeiterkreisen, soweit sie überhaupt ein Bild von der religiös-sittlichen Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter geben, erkennen lassen, daß eben diese Liebespflichtgefinnung und Liebespflichterfüllung es ist, deren Wiederbelebung, Pflege und Verwirklichung sie als die vornehmste, wenn nicht einzige Aufgabe der kirchlichen Gemeinschaft betrachten und heute schmerzlich vermissen. Völlig verschwindet diesem Verlangen gegenüber das Verlangen nach sozialpolitischen Leistungen der Kirche, wie auch das nach kirchlicher Wohlthätigkeit. Und wenn nun der Vorsitzende des Kongresses am 2. Juni in seiner Eröffnungsrede den evangelisch-sozialen Zielen neben denen der Sozialpolitik und der Innern Mission ihre berechnigte Stellung zu wahren und ihre besondern Ziele anzuweisen bemüht war, liegt es da nicht nahe, zu wünschen und zu hoffen,

daß sich endlich der Kongreß selbst mit all den ihm innewohnenden Kräften der Aufgabe zuwenden möge, der evangelischen Kirche den Einfluß auf das sittlich-soziale Verhalten der evangelischen Christen, arm und reich, wieder zu erkämpfen, der ihr nach erschreckend allgemeinem Urteil so gut wie ganz verloren gegangen ist, und ohne den alle sozialpolitischen Kämpfe und Erfolge die so dringend ersehnte Versöhnung niemals herbeiführen können? ß



Frühlingstage am Garigliano

(Fortsetzung)



ie Auffahrt aus dem Thale nach Matri, dem alten Metrium, ist noch malerischer als die nach Veroli. Man sieht hie und da, daß der steile Felsen, auf dem die Stadt thront, künstlich geglättet ist, um die Festigkeit des Ortes zu erhöhen; an andern Stellen lugt aus dem sprossenden Grün braunes, cyklopisches Mauerwerk, in dessen Fugen sich riesige Agaven angesiedelt haben. Die Ringmauer hat nach neuen Messungen einen Umfang von vier Kilometern, innerhalb deren jetzt ungefähr 5500 Einwohner hausen. Gleich am Thore mußten wir aussteigen, weil die Straßen der Stadt zu eng sind, daß man während des Tagestreibens darin fahren könnte; dabei sahen wir zahlreiche Bergciocaren (= Sandalenträger) in ihrer bunten Tracht, die das Osterfest herbeigeloct hatte. Dann eilten wir in die altertümliche Locanda centrale, die von einem energischen Hernikerweibe gut und sauber geleitet wird. Diese Padrona waltet nicht nur über dem Manne, der, wie gewöhnlich in solchen Gasthäusern, für den Reisenden gar nicht sichtbar ist, und über acht Kindern und zahlreichem Gefinde, sondern auch über dem Fremdling, dem sie mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldet, vorschreibt, was er essen und trinken soll. Wir bekamen hier zum erstenmal seit langer Zeit einen trinkbaren Kaffee mit gutem Festtagskuchen — pane d'Espagna aus geschlagenen Eiern, Zucker und Mehl —, am Abend aber ein ordentliches Stück Fleisch und wilden, aber ganz zarten Bergspargel (aspáragi del monte), der auf den benachbarten Höhen wächst. In Rom, wo wir dasselbe Gericht später zu essen erhielten, war es viel schlechter.

Gregorovius lobte vor vierzig Jahren Brot und Wein von Matri. Dieses Lob besteht noch heute zu Recht. Ich habe selten so herrlichen Weißwein getrunken wie in Matri: ein wenig süß, aber kräftig, erinnerte er am meisten an